

Dr. Joseph Grailich.

Eine biographische Skizze,
entworfen von Professor Albert Fuchs.

Joseph Grailich wurde am 16. Februar 1829 in Presburg geboren. Wenn die Umgebung, die Grösse und das sociale Leben der Geburtsstadt, das individuelle Wesen der Eltern, und der Geist, der in der Familie herrscht, die Entwicklung eines Menschen bedingen, so war dem neugeborenen Knaben ein glückliches und freundliches Loos gefallen. Das anmuthige und historisch merkwürdige Presburg, gross genug, um die Formen des höheren gesellschaftlichen Lebens hervortreten zu lassen, und doch nicht so gross, dass die Entfaltung eines begabten Lebens im Gedränge verkümmern müsste, liegt an der herrlichen Donau, wo sie durch die Porta Hungariae bricht und sich in die grüne, mit zahllosen weissen Kirchthürmen besäte westliche Ebene Ungerns ergiesst. Sanft ansteigend erhebt sich die Stadt vom Ufer des Stromes nach Norden, indem sie sich an der Westseite des schroff vorspringenden, mit der ernstesten Schlossruine gekrönten Schlossberges gegen die bis an den Kamm mit Reben bedeckten Hügel hinanzieht, welche sie an der Nordwestseite schützen und sich nordwärts immer höher zu dichtbewaldeten Gebirgen erheben, die von wohlbewässerten, mit tüppiger Vegetation erfüllten, stillen Thälern durchzogen sind. Im warmen hellen Sonnenstrahl dieser so überaus freundlichen Gegend, unter den Reben und Nussbäumen der Hügel, im dunkeln Schatten der Wälder, auf den Bergen mit unbegrenzter Fernsicht, entwickelte sich das warme und unverwüsthlich heitere Gemüth, das tiefe poetische Gefühl und der klare umfassende Blick, was den allzufrüh Geschiedenen so hervorstechend auszeichnete.

Sein Vater, der noch jetzt lebende Professor am evang. Lyceum, war damals Lehrer der beiden ersten Grammatical-Classen, ein Mann von sittlich strengem Charakter, immer gleichem ruhig heiterem Gemüth, unerschütterlicher Berufstreue, der seine Musse philologischen oder poetischen Arbeiten widmete, und die frühesten Morgenstunden in seinem mit eigener Hand gepflegten, blumenerfüllten, aller Welt geöffneten lieben Garten zuzubringen pflegte. An der Hand dieses Vaters wurde der Knabe an ernste, nie ermattende und doch nicht pedantische

Thätigkeit gewöhnt, lernte er sich selbst genügen, und öffnete sich sein Auge und sein Gemüth den frohen und frischen Eindrücken der Natur. Seine Mutter, eine zarte Frau, deren feine Gesichtszüge, deren klares, strahlendes, stets freundliches Auge einen feinen, leicht beweglichen Geist und die zärtlichste Mutterliebe verrathen, breitete, in anspruchloser Häuslichkeit, mit mild religiösem Sinne, über ihr Hauswesen den Geist der Ordnung, der Genügsamkeit und des gegenseitigen Wohlwollens. Eltern und Kinder standen zu einander stets in der innigsten Beziehung. Dieser wohlthuende Hauch der Liebe und Ruhe, der dieses schöne Familienleben auch für Fremde so anziehend macht, durchdrang das Herz Grailich's durch und durch, in dieser Atmosphäre erhielt er jene Fülle von Wohlwollen und Güte, die ihn später so auszeichnete, in dieser Atmosphäre konnte keine Bitterkeit, kein Neid, keine Eigensucht, keine thörichte Eitelkeit gedeihen, Fehler, die er nicht aus Grundsatz mied, sondern die seiner Natur fremd waren. Wer immer ihm im Leben näher trat, fühlte sich nicht sowohl durch die Fülle, Klarheit und Kraft seines Geistes, dem man seine Achtung zollte, als vielmehr durch die nicht gemachte, sondern ursprünglich sonnige Wärme seines Gemüthes, durch Anspruchslosigkeit im Umgang, durch das unbedingte Geltenlassen eines jeden, auch des kleinsten wirklichen Verdienstes, so unwiderstehlich angezogen. Grailich konnte sich jederzeit vollständig gehen lassen, ohne fürchten zu müssen, dass irgend jemand sich durch das, was er etwa sagen würde, gekränkt fühlen könnte. Bis an seinen Tod bewahrte er seinen Eltern und Geschwistern die dankbarste liebevollste Zuneigung.

In den ersten Kinderjahren bot Grailich's Gesundheit keinerlei Besorgniss in Betreff seiner künftigen Entwicklung. Er hatte einen wohlgeformten Körper, ein helles Auge und einen gutgebildeten blonden Lockenkopf. Sein Temperament war rasch und feurig, wodurch der Bewegungstrieb des Kindes oft bis zur Ausgelassenheit gesteigert wurde. In seinem dritten Jahre stürzte er einst im Hause seiner Grossmutter Treppe auf und ab, stürzte, und schlug sich eine so tiefe Wunde an der Stirn, dass die Narbe sein ganzes Leben hindurch sichtbar blieb. Sein Gemüth war äusserst weich. Er zerfloss in Thränen, wenn seine Mutter ihn wegen eines kleinen Vergehens traurig und vorwurfsvoll ansah. Im Jahre 1834 erkältete sich der Knabe auf einem Spaziergang in's Gebirge. Er hustete heftig, wurde heiser, und hat seit jener Zeit diese Heiserkeit nicht mehr los werden können.

Als er in die Schule kam, zeigte er anfangs keine besonders hervorstechenden Talente. Weit entfernt von aller Fröhreife, erfüllte er seine Pflicht vollständig, zeigte aber nie den nagenden Ehrgeiz, der bei Knaben dem Neide so nahe verwandt ist und sie spornt, nicht eher zu ruhen, bis sie denjenigen, der vor ihnen sitzt, herunter gebracht hätten.

Seit undenklichen Zeiten wird in Ungern das Bedürfniss gefühlt, sich mit den drei herrschenden Landessprachen vertraut zu machen. Dieses

Bedürfniss wird auf die einfachste Weise dadurch befriedigt, dass unbemittelte Eltern in Orten verschiedener Zunge ihre Kinder auf ein bis zwei Jahre gegen einander austauschen. Solchen Kindern geht es in der Regel sehr gut, denn abgesehen von der Gewissenspflicht, welche rechtschaffene Eltern nöthigt, ein anvertrautes Kind mit aller Aufmerksamkeit zu behandeln, wird jede Mutter ihr Pflegekind mit um so grösserer Sorgfalt beaufsichtigen, je mehr sie wünscht, dass ihr eigenes in der Ferne ebenso behandelt würde. Man erreicht durch einen solchen Tausch seinen Zweck auf die kürzeste, vollständigste und praktischste Weise, und mit den geringsten Kosten. Der junge Grailich wurde daher im Jahre 1841 von seinen Eltern, wie es in Presburg Sitte ist, nach Skalitz in Tausch gegeben, um dort die slavische Sprache zu erlernen. Hier zeigte sich zuerst sein eminentes Sprachtalent, das es ihm leicht machte, sich in wenigen Jahren während seiner Gymnasialstudien mit der ungrischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, die ihm später so wesentliche Dienste geleistet haben, vertraut zu machen. Denn in kurzer Zeit hatte er sich mit der schwierigen slavischen Grammatik befreundet und sprach und schrieb nach einem Jahre die slavische Sprache, nach dem Urtheile seines dortigen Lehrers, mit grösserer Genauigkeit als seine slavischen Mitschüler von gleichem Alter. Als er aus Skalitz zurückkehrte, war er ganz Slave. Er bewegte sich in seiner Muttersprache nicht mit der früheren Leichtigkeit, sprach und schrieb gerne slavisch und schwärmte für die slavische Sprache und das slavische Leben. Allein im elterlichen Hause war alles bald wieder in's Gleichgewicht gebracht.

In den nächsten zwei Jahren zeigte es sich immer deutlicher, dass in dem Knaben die Anlage liege, einer derjenigen wenigen Menschen zu werden, die man centrale Menschen zu nennen sich erlauben darf, d. h. Menschen, die vermöge ihrer individuellen Eigenthümlichkeit, und ohne es zu wissen und zu wollen, in jedem Verein von Menschen, in welchen sie eintreten, nothwendig zum Schwerpunkt des Ganzen werden müssen; oder Menschen, die, wo sie sich immer hinstellen mögen, in kurzer Zeit eine Gruppe um sich bilden, deren geistiger Mittelpunkt sie werden und bleiben. Gesund, kräftig, mit einer lebendigen, erfindungsreichen Phantasie begabt, scharten sich bald seine Mitschüler um ihn; er wurde der Führer bei ihren Spielen. Begeistert von den Erzählungen aus der Geschichte der alten Völker, waren die Kämpfe der homerischen Helden, die Schlachten der Griechen und die Kriege der Römer der Gegenstand ihrer knabenhaften Belustigungen; die alten Franzosenschanzen am Brückenkopfe jenseits der Donau und die Steinwälle, welche den Garten des Vaters auf den Rebenhügeln von den Gärten seiner Nachbarn schieden, waren die Schauplätze der kindlichen Heldenthaten. Diese, den Muth und die Phantasie belebenden, den Körper stärkenden und den Geist stets frisch haltenden Knabenspiele sind die sicherste Schutzwehr gegen körperliche und geistige Versumpfung und Verdampfung. Wehe den Knaben, die zu altklug, oder zu träge, oder

zu blasirt sind, um solche Spiele zu spielen! die Keime zerstörender Pilze haben in ihrem Innern schon Wurzeln geschlagen.

Im Sommer des Jahres 1842 erkrankte Grailich an einem heftigen Nervenfieber. Sein Leben war in Gefahr. Zwar genas er, allein erst nach einem halben Jahre war er im Stande, den Besuch der Schule wieder fortzusetzen. In dieser Krankheit behandelte ihn Dr. Küffner, ein Mann, eben so an Geist und Gemüth wie an Kenntnissen ausgezeichnet. Küffner gewann den Knaben lieb, besuchte ihn sehr oft während seiner langen Reconvalescenz, weniger als Arzt, als vielmehr als Freund, der ein lebhaftes Interesse für das sich entwickelnde Talent gefasst hatte. Küffner versorgte den langsam Genesenden mit gewählter, passender Lectüre, weckte und nährte in ihm die schöne poetische Anlage, und trug nicht wenig zur ästhetischen Bildung des jungen Grailich bei, so wie ihm auch das Verdienst gebührt, in ihm die Liebe zur Naturgeschichte so lebendig angeregt zu haben, dass er lange Zeit sich mit dem Gedanken beschäftigte, nach vollendetem Gymnasialcurs Medicin zu studiren; welchen Gedanken er nur unmittelbar vor seinem Abgang nach Wien aus dem Grunde aufgab, weil es ihm nicht möglich war, sich die zu diesem Studium nöthigen Geldmittel verschaffen zu können.

Nach wiedererlangter Gesundheit setzte Grailich seine Studien fort, und besuchte die V. und VI. Gymnasialclassen. Neben der Botanik zog ihn in dieser Zeit vor allem die Geographie an, auf welche ihn das vom Lehrer der obersten Bürgerschule, Herrn H. . . erhaltene Werk: „Welt-Gemälde-Gallerie von Mebold“ aufmerksam machte. — Allein er begnügte sich nicht mit einer passiven Aufnahme des Gelesenen und mit einem gedächtnismässigen Festhalten desselben; sondern er griff die Sache, so wie alles, was dieser kräftige und geniale Geist anfasste, instinetartig und ohne besondere Anleitung — denn der geographische Unterricht stack damals am Lyceum zu Presburg, so wie fast überall, noch sehr in den alten traurigen Formen — sogleich am rechten Ende an. Es drängte ihn vor allem nach klarer sicherer Anschauung, und dieser Drang hat ihn später bei seinen grossen, mit so viel Anerkennung aufgenommenen Arbeiten nie verlassen, und trug so wesentlich zu der Sicherheit bei, mit der er als reifer Mann die schwierigsten naturwissenschaftlichen Aufgaben löste. Er fing ohne Anleitung an Karten zu zeichnen; er zeichnete viel und mit Sorgfalt. Er entwarf Flussnetze und Gebirgskarten und arbeitete mit unermüdetem Fleiss aus dem Allgemeinen in's Specielle. Vor allem fühlte sich der Knabe zu Australien hingezogen. Er sammelte ein reiches Material darüber und verarbeitete es in einer Reihe selbstständiger Aufsätze.

Was Grailich bis jetzt gethan hatte, bezog sich ausschliesslich auf ihn selbst, und diente nur dazu, seinem Geiste eine feste Form zu geben, ihn zu üben, zu stärken, mit Material zu versorgen, und dieses selbstständig nach eigenen Ansichten zu verarbeiten. Nun aber begann eine zweite Periode seines geistigen Lebens. Er fühlte seinen Geist schwellen, er fing an die gewaltige Expansibilität desselben zu ahnen, er fühlte den Drang mitzuthemen

und andere zu gleicher Thätigkeit anzuregen. Bald hatte sich ein kleiner Kreis befähigter Knaben um ihn gebildet, denen er seine Ausarbeitung vorlas. Aber damit begnügte er sich nicht. Er übergab die Ergebnisse seines emsigen Sammelns seiner lebendigen Phantasie. Er schrieb erdichtete Reisebeschreibungen durch Australien und die Südseeinseln; belebte sie durch lebendige Naturschilderungen, abentheuerliche Ereignisse und Kriegsscenen. Alles dies that er mit kindlicher Unbefangenheit und ohne die mindeste Ambition. Er schien seine Überlegenheit nicht zu fühlen und blieb nach wie vor der harmlos heitere, gemüthliche, übersprudelnd fröhliche Knabe. Dieser kindliche Frohsinn, diese gemüthliche Unbefangenheit, diese übersprudelnde Lustigkeit blieb ihm treu durch alle Phasen seines Lebens. Als er schon sein Doctorat mit so viel Glanz gemacht und viele seiner berühmten Arbeiten vollendet hatte, war er im fröhlichen Kreise stets der fröhlichste, konnte er eine Schaar aufgeweckter Knaben zu den muthwilligsten Spielen, zu den tollsten Streichen selbst anführen, bis ihn die schwere Krankheit fasste, die ihm so viele Schmerzen, und seinen Lieben so namenloses Weh bereitet hat.

Im Sommer des Jahres 1844 wünschte der 15-jährige Knabe, nach deutscher Sitte, zu Fuss eine Ferienreise zu unternehmen. Er wollte im Veszprimer und Szalader Comitats einige Freunde besuchen und am Plattensee das berühmte Füred, das zauberisch gelegene Tihany und noch einige andere historisch merkwürdige Punkte sehen. Dies war ein kühnes Vorhaben. Denn abgesehen davon, dass zu jener Zeit Fussreisen in Ungern, vorzüglich in den unteren Gegenden, zu den Seltenheiten gehörten, die Gastwirthe den Reisenden zu Fuss, wenn nicht mit Misstrauen, doch mit Geringschätzung betrachteten, so hatte die Sache noch ihr anderweitiges Bedenken. Lebensgefahr war eben nicht zu befürchten. Allein er musste durch die glühenden unabsehbaren Ebenen des Wieselburger Comitats, wo der Sonnenbrand und mitunter auch die gewaltigen weissen Schäferhunde dem Fussreisenden gefährlich werden konnten. Er musste durch den östlichen Theil des Bakonyer Waldgebirges, in welchem die Ortschaften weit auseinander liegen, und das im Sommer von den Hirten der benachbarten Gutsbesitzer und einigen szegény legények bevohnt wurde, die bei ihrer wilden Lebensweise von der Civilisation noch wenig mehr als den Werth des Geldes kennen gelernt hatten und dasselbe dem wehrlosen Reisenden mitunter ohne die mindesten Gewissensbisse mit der ruhigsten Miene von der Welt abzunehmen pflegten. Dies schien den Eltern bedenklich.

Allein Grailich wollte sich durch solche Kleinigkeiten nicht abhalten lassen. Gesund und stark, vertrauend auf die allbekannte Gastfreundlichkeit und Herzlichkeit der ungrischen Bauern und gestachelt von dem Wunsche, seinen ersten selbstständigen Ausflug aus dem Vaterhause in die Welt zu machen, und zwar in die Gegenden, die schon lange seine Phantasie ihm zauberisch ausgemalt hatte, vielleicht auch gereizt durch den Wunsch, einige Abenteurer zu bestehen: überredete er seine besorgten Eltern so lange, bis

sie ihn, mit Empfehlungsbriefen wohlversehen und mit einigem Gelde ausgestattet, ziehen liessen. Glücklicher gelangte er durch das Wieselburger und Raaber in's Veszprimer Comitat nach Palota zu einem Jugendfreunde seines Vaters, dem Herrn Sz... Diesem theilte er mit, dass er die Absicht habe, die Bergruinen Rezi und Tátika, mitten im westlichen Bakony, zu besuchen. Sz... rieth ihm dieses Unternehmen ab, da es doch zu bedenklich sei, sich ganz allein in diese abgelegenen Gegenden hinem zu wagen, wo ihn ernstliche Unannehmlichkeiten treffen könnten. Als aber Grailich darauf bestand, gab er ihm einen Empfehlungsbrief an den Herrn Pastor H... in Kővágó Órs, am südlichen Abhange des westlichen Bakony, wenige Stunden von Rezi, und ermahnte ihn ernstlich, nichts tollkühnes unternehmen zu wollen. Grailich zog aus voll Unternehmungslust, hat aber weder Rezi noch Tátika jemals gesehen, denn die Vorsehung hielt schützend ihre Hand über den Unbesonnenen, und veranlasste ihn durch einen unbedeutenden Vorfall seinen Plan, in's Innere des Gebirges zu dringen, aufzugeben. Ein Brief aus jener Zeit, geschrieben an einen Freund, den jetzigen Professor M..., erzählt den Vorfall in launiger Weise. Möge eine Stelle desselben hier ein Plätzchen finden.

GYULA-KESZI, den 27. Juli 1844.

Szalader Comitat, nicht weit vom Badacson-Gebirge.

„In Kővágó Órs suchte ich den H. Pastor H... auf. Er ging mir bis unter die Stubenthür entgegen — nicht aus Höflichkeit, sondern damit ich nicht weiter eintreten sollte. Ich grüsste ihn, richtete die Grüsse aus Palota aus und überreichte ihm den Brief. Er war ein grosser Mann mit grauem Haupte, einem Bauch mit einer Heidelbergerfassausdehnung (ein längeres Wort kann ich nicht gleich finden), einem dreifachen Kinn und einer furchtbaren Faust. Seine Mienen zeigten ein Gemisch von Stolz und Gelassenheit. Bevor er vom Briefe wegsah, fragte er ziemlich frostig: Hát mi az atjád? Also per „Du“ — verdammter Grobian! Nachdem ich geantwortet hatte, fragte er immer weiter, und bei jeder Frage dachte ich, verdammter Grobian! Da er sich überzeugt hatte, dass ich der wahre J. Grailich sei, (ich kann seine Vorsicht nur billigen, doch hätte er bei der Examinirung höflicher sein können) schenkte er mir Wein ein, gab mir etwas Käse, liess das Dienstbotenbrod bringen etc. etc., aber das alles mit ausgesuchter Grobheit und der Miene eines grossmüthigen Gönners. Hierauf sprach er mit mir über Stadtneuigkeiten, endlich über sein Lieblingsthema, den Landtag. Hiebei muss ich mich wirklich als aufgeklärter Mensch gezeigt haben, denn nun fing er — o Wunder — an höflicher, aber noch nicht höflich zu werden. Er sagte nicht mehr „Du“, sondern sprach in der dritten Person, gebrauchte tetszik und tessék, so dass ich schon volle Hoffnung hatte mit der Zeit eine etwas menschlichere Behandlung zu erfahren. — Beim Nachtmahl muss ihm der Wein die Höflichkeit wieder vertrieben haben, denn als ich gegessen hatte, und noch etwas verweilen wollte, schickte er mich mit den Worten: „most menny aludni“ fort. — Ich habe schon bei Bauern Nachtlager genommen, aber ein solcher Flegel ist mir noch nicht vorgekommen. Früh entliess er mich nach dem Frühstück mit der freundlichen Miene eines hohen Gönners.“

Grailich beeilte sich hierauf nach Gyula-Keszi zu gelangen, wo liebe Freunde wohnten, die ihn auf's Herzlichste aufnahmen. Rezi und Tátika hat er

nicht gesehen, wahrscheinlich hatte Herr Pastor H. . . am Fusse des westlichen Bakony ihm alle Lust benommen, sich einer noch massiveren Behandlung im Innern des Gebirges auszusetzen. Er kehrte gesund und wohlbehalten über Pápa nach Presburg zurück, und machte später noch zwei Fussreisen, die eine allein im Jahre 1845 zu seinem Onkel nach Schlesien, die andere mit seinem Freunde M. . . im Jahre 1846 nach Triest.

In den beiden letzten Jahren seines Gymnasialcurses sollte sich Grailich mit Mathematik und Physik beschäftigen. Diesen beiden Wissenschaften war zu jener Zeit auf dem Presburger Gymnasium ein sehr bescheidenes Maass zugemessen; einem nach Umfang und Tiefe strebenden Geiste konnten sie in keiner Weise genügen. Allein wenn Grailich in dieser Beziehung auch nicht viel an Wissen zu gewinnen im Stande war, so gewann er doch bedeutend an Liebe zu diesen Wissenschaften. Denn Professor Martiny war ausgezeichnet als Lehrer. Obgleich mehr Dilettant als Fachmann, war er begeistert für seinen Gegenstand, er wusste hinreissend und seinen jugendlichen Zuhörern ganz angemessen zu reden; sein Vortrag, unterstützt von einer imposanten Gestalt, sonorer Stimme und einem würdevollen Benehmen, — war flüssend und in gewähltem Latein. Grailich erfreute sich nicht lange dieses Unterrichts, da Martiny bereits im Sommer des Jahres 1845 vom Schlage getroffen plötzlich starb.

Von weit nachhaltigerer Wirkung und grösserer Bedeutung für Grailich's Entwicklung war seine Berührung mit einem anderen Lehrer des Presburger Lyceums, mit Gottfried Schröer*), der damals Professor der Geschichte, Philosophie und deutschen Literatur war. Mit dem Eintritt Grailich's in die höheren Classen des Lyceums wurde auch er, wie in einer Reihe von 20 Jahren vor ihm so viele, von dem Zauber berührt, den dieser Mann auf einen grossen Theil der erwachsenen Jugend des Presburger Lyceums ausübte. Denn er war eine jener Persönlichkeiten, deren geistiges Streben ihnen so zur Natur geworden ist, dass es sich unwillkürlich in ihrem ganzen Wesen ausspricht, dass sie aller Blicke anziehen und fesseln, ohne es selber zu wissen und zu wollen. Nicht als ob er lehren und erziehen wollte, trat er an die Jugend heran, sondern er strömte nur seine innere Seelenlust am wahren Guten und Schönen, wie absichtslos über die Jugend aus, und sein Geist brachte überall Bewegung hervor, wo sich Verwandtes fand. Er hatte seine geistige Nahrung aus den tiefsten und reinsten Quellen, aus der Welt der Griechen geholt, angeschaut

*) Geb. 1791, gest. als kaiserl. Schulrath am 2. Mai 1830. Er war ein fruchtbarer und glücklicher Schriftsteller. Von seinen, in Deutschland erschienenen anonymen Schriften war jede von bedeutender, manche von erschütternder Wirkung, und nicht ohne Einfluss auf den Landtag; seine pseudonymen Oeser'schen Werke waren und sind noch immer die Freude der Jugend. Wie genau er die griechische Sprache kannte, und wie leicht er sich in deutscher gebundener Rede bewegte, zeigte seine Übersetzung der Batrachomyomachie, die er in einem Tage in Hexametern vollendete. Einige dankbare Schüler setzten ihm in trüber Zeit ein zierliches steinernes Denkmal, ein schöneres tragen gar viele in ihren Herzen.

mit dem Auge eines Winkelmann, Lessing, Voss, und verschmolzen mit unserer modernen Cultur in Göthe und Schiller. Es ist erklärlich, dass er von entschiedenem Einfluss werden musste für jeden jungen Menschen unter seinen Zuhörern, der ihn verstehen konnte. Er pflegte stets einen kleinen Kreis von vertrauten Schülern um sich zu haben, die ihm, als Führer und Vorbild, mit unbegrenzter Verehrung anhängen. Der Gegenstand der Unterhaltung mit diesen vertrauten ausgewählten Schülern, zu denen ganz besonders Grailich gehörte, war fast ausschliesslich die deutsche poetische Literatur. Er leitete seine jungen Freunde ganz unmerklich zum Schönen und Erhabenen, regelte ihre Lectüre, läuterte ihren Geschmack und unterstützte sie mit seltener Gewandtheit und Milde in ihren eigenen poetischen Versuchen. Noch sind die Folianten da, in welche die besseren Arbeiten eingetragen zu werden pflegten. Darunter sind viele von Grailich. Besonders gelungen ist eine Ballade „König Béla's Brunnen“, deren Gegenstand aus einer alten ungrischen Sage genommen ist, welche die Flucht und Rettung des Königs Béla vor den siegreichen verfolgenden Tartaren behandelt. Wer die Thätigkeit Grailich's zu jener Zeit beobachtete, konnte nicht den Gedanken fassen, dass dieser sich der Poesie so ganz hingebende Geist einst als Naturforscher von eminenter Grösse zu den Koryphäen der exacten Wissenschaften zählen werde. Und doch ist diese poetische Periode seines Lebens ein bedeutungsvoller Fingerzeig, wie nahe sein tiefer umfassender Geist dem grossen Italiener des 17. Jahrhunderts, Leonardo da Vinci, dessen classische, wissenschaftliche Werke er mit so viel Erfolg und Liebe studirte, verwandt war. Wie oft hört man die oberflächliche Behauptung, dass Kunst und Naturwissenschaft keine Verwandtschaft mit einander haben. Allein dem ist nicht so. Die Kunst, als Darstellerin des anschaulich Schönen, ruht auf der Wahrheit, denn das künstlerisch Dargestellte muss Wahrheit haben, wenn es wirklich schön sein soll. Die Naturwissenschaft, als die Wissenschaft vom anschaulich Wahren, als die Offenbarerin der göttlichen Ordnung in der sinnlichen Welt, ergreift mit dämonischer Gewalt das Gemüth, indem sie das zauberhafte stille Wirken der nach ewigen grossen Gesetzen waltenden Naturkräfte in immer grösserer Ausdehnung enthüllt. Es kann keinen wahrhaft grossen Naturforscher geben, der nicht für das wahrhaft Schöne eine tiefe Empfänglichkeit besitzt.

Die letzten beiden Jahre des Gymnasial-Curses verstrichen unter unablässiger Vorbereitung zum künftigen Universitätsstudium. Er hatte noch immer den Gedanken festgehalten, sich der Medicin zu widmen. Allein im Sommer des Jahres 1846 zeigte sich aus finanziellen Gründen die absolute Unmöglichkeit, den gefassten Plan auszuführen. Er beschloss noch ein Jahr in Presburg zu privatisiren, theils um sich in der französischen und englischen Sprache zu befestigen, theils um sich durch Privatunterricht eine kleine Summe zu verschaffen, mit der er am Wiener Polytechnicum seine Vorbereitungen zum Professor der Naturwissenschaften auf einem Gymnasium zu beginnen im Stande wäre. Es beurkundete sich in dieser Zeit sein entschiedenes Talent zum Lehrer. Er lehrte mit ausgezeichnetem Erfolg; und indem er seine Schüler zur Selbst-

thätigkeit und zum Streben nach Klarheit anleitete, sicherte er ihr glückliches Fortschreiten auf dem Felde der Wissenschaften. Gar mancher jetzt ausgezeichnete junge Mann, den er geführt, bewahrt dem zu früh Geschiedenen im treuen Herzen ein dankbares Andenken.

Am 27. September 1847 begab er sich nach Wien, liess sich am Polytechnicum einschreiben und hoffte, durch Privatunterricht sich das zu seinem Unterhalte noch fehlende erwerben zu können. Allein ihm wollte das Glück trotz aller Empfehlungsbriefe nicht lächeln. Die Wogen der ungeheueren Hauptstadt wälzen sich mitleidslos über den armen namenlosen Jüngling, wenn nicht eine kräftige Hand ihn rettend an Bord eines tüchtigen Fahrzeuges zieht. Und diese rettende Hand wollte sich lange nicht finden. Ein Brief aus jener Zeit an seine von ihm so hochverehrten Eltern geschrieben, gibt ein anschauliches Bild von seinem damaligen Geisteszustand und seiner Lage. Mögen einige Stellen daraus hier ihren Platz finden.

WIEN, den 2. December 1847.

— „Mir fehlt so eigentlich gar nichts, als ein — Freund; denn die Erinnerung an meine Lieben in Presburg kann mein Gemüth doch nicht immer befriedigen, und es ist hier Niemand, der mir Ersatz bieten könnte für das, was ich verlassen. Die Wissenschaft begeistert mich zwar oft und macht mich alles um mich her vergessen: aber das Ferne macht sie mich doch nicht vergessen, und jeder Genuss wird es erst durch Mittheilung. Meiner Schulgenossen bin ich höchst überdrüssig: der grosse Theil derselben hat seinen Wohnsitz im Kaffeehaus aufgeschlagen und studirt auf dem Billard Mathematik praktisch, unbekümmert um die Theorien der „Federfuchser“; der bessere, aber bei weitem kleinere Theil studirt wohl fleissig, aber entweder ziellos und aus blosser Fleissgewöhnung, oder um vielleicht demaleinst ein Stückchen Brod in Frieden geniessen zu können. Ich habe noch keinen gefunden, der bei seinen Arbeiten der Mitwelt gedachte, und wie er dieselbe durch seine Wirksamkeit heben und beglücken wollte. Sie ziehen aus der Wissenschaft kein Gold, sondern sie suchen sich nur hie und da ein Stückchen Eisen zu verschaffen, um damit das Gebäude ihres künftigen Glückes festnieten zu können. Die Poesie ist hier todt; nicht das Versemachen meine ich, — o es wird gar mancher unter ihnen ein ganz stattlicher Versifex sein — aber das rege Jugendleben, das an der Vergangenheit Honig saugt und nun die Zellen baut, in welchen es ihn in der Zukunft aufzuspeichern gedenkt . . . Die Mathematik macht mir wenig Mühe, um so mehr die Chemie. Jetzt tritt noch das Studium der magyarischen Sprache hinzu, welches ich mit meinen naturhistorischen Studien so ziemlich verflechten kann, denn in Ungern will ich einst wirken, so es das Schicksal erlaubt . . . Jetzt eben habe ich vom Onkel Sch— einen „Sautanz“ erhalten. — Sie ahnen es nicht, wie angenehm eine solche Überraschung ist, wenn man schon seit Wochen auf seinem Speisezettel nichts anderes geschrieben findet als: Sauerkraut und Brod um 4 kr. W. W. Und doch bin ich damit vollkommen zufrieden, so lange ich gesund bin, was ich wohl für immer zu bleiben hoffe . . . Die Weihnachten nahen eilenden Schrittes heran. — Dann sehe ich sie alle, die ich jetzt nur grüssen kann, — die Eltern, die Geschwister, das F. . . 'sche Haus, meine lieben Anverwandten, meine Freunde. Bereiten sie mir nur ein recht grossartiges Christgeschenk, vergoldete Nüsse und Äpfel, und einen strahlenden Christbaum!“

Wie drückende Lage, und wie hohe Gesinnung, wie heiterer Geist! Doch schon zu Anfang des Jahres 1848 wendete sich sein Schicksal zum Besseren. Herr Consistorialrath Gunesch wurde sein väterlicher Freund. Durch dessen gütige Vermittelung wurde ihm in einem angesehenen Hause der Unterricht eines Knaben anvertraut, und bald öffnete ein zweites und drittes Haus ihm seine Thüren. Überall, wo er eintrat, war er bald lieb und werth, und man zog ihn mit Vertrauen und Freundlichkeit in die inneren Familienkreise. Diese glückliche Wendung der Dinge sah er mit eben so viel Bescheidenheit als tiefem religiösem Gemüthe an, wie ein Brief vom September des Jahres 1848 beweiset.

WIEN, den 27. September 1848.

„Heute ist der Jahrestag meiner Ankunft in Wien. Wenn ich überdenke, wie wunderbar mich Gott geführt in diesem letzten Jahre, wie er mich aus Noth und Mangel, aus Krankheit und Einsamkeit, in Glück und Überfluss, in Kraft und unersetzbarer Gemeinschaft mit edlen Menschen gebracht; wie er die Prüfung mir nie zu schwer werden liess und mir Kraft gab, die Gelegenheit, die sich mir darbot, zur Bildung meiner Fähigkeiten richtig zu nützen; und wenn ich seine Führung in all den Tagen der Gefahr erwäge; und dass er mir all meine Lieben wohl und gesund erhielt; dass er uns nicht, gleich vielen Anderen, im Umsturze stürzen machte, und nur Gutes, nur Segen an uns allen gethan — so überströmt mein Herz von heissem Danke, und ich habe kein weiteres Wort als: Herr, führe Du mich! führe mich so wie bisher!“

Seine von nun an gesicherte Lage gab Grailich die Mittel, seinen Studien mit ganzer Kraft und mit voller Begeisterung sich hinzugeben. Der glückliche Umstand, dass er mit Männern von Bedeutung in Berührung kam, die, indem sie seinen Werth vollkommen gelten liessen, in ihm ein edles Selbstbewusstsein erregten, und die Bemerkung, dass er sich mit Leichtigkeit der erstrebten Kenntnisse bemächtigte, liessen ihn die Kraft seines Geistes ahnen, und veranlassten ihn, das sich selbst gesteckte Ziel viel weiter hinaus zu rücken. Hatte er ursprünglich nur den Gedanken gefasst, sich in möglichst kurzer Zeit die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, um in seinem Vaterlande an einem Gymnasium als Professor der Naturwissenschaften wirken zu können, so fühlte er bald in sich die Kraft, nicht blos Jünglinge der Wissenschaft zuzuführen, sondern diese selbst durch selbständige Forschungen zu erweitern und zu bereichern. Und dieses Ziel hat er in unglaublich kurzer Zeit mit dem glänzendsten Erfolge erstrebt. Das erste Resultat seiner selbständigen Forschungen war die bereits im Jahre 1852 der kais. Akademie vorgelegte und von ihr publicirte Abhandlung „Bestimmung des Winkels der optischen Axen mittelst der Farbenringe.“ (Sitzungsber. IX., 934—946.) Dieser ersten Abhandlung, welche auf den jugendlichen Forscher die Aufmerksamkeit der Meister lenkte, folgte in dem kurzem Zwischenraume von dritthalb Jahren eine Reihe anderer von der kais. Akademie veröffentlichter Arbeiten („Bestimmung der Zwillinge in prismatischen Körpern mit Hilfe des polarisirten Lichtes“. Ebend. X. 193—210. „Untersuchungen über den ein- und zweiaxigen Glimmer“.

XI., 46—87. „Bewegung des Lichtes in optisch-einaxigen Zwillingskrystallen“. XI., 817—841. XII., 230—263. „Note in Betreff der Grundgestalt des Glimmers“. XII., 536—539. „Beitrag zur Theorie der gemischten Farben“. XII., 783—847. XIII., 201—284. „Das Sklerometer, ein Apparat zur genaueren Messung der Härte der Krystalle“. XIII., 410—436. (Diese letztere gemeinsam mit Pekárek.) Jede dieser Abhandlungen zeigte in eigenthümlicher Weise die Schärfe und Gewissenhaftigkeit unermüdet angestellter Beobachtungen, geleitet von neuen fruchtbaren Gesichtspunkten, und die grösste Leichtigkeit in Unterwerfung der einzelnen Daten der Beobachtung unter die Herrschaft des höheren Calcüls; jede der Aufhellung einer einzelnen Frage gewidmet, liessen sie doch insgesamt ein gemeinsames Ziel der Forschung errathen*).

Im Jahre 1854 trat Grailich als Elève in das k. k. physikalische Institut, ein Schritt, der ihn in die unmittelbare Nähe des Directors dieses Institutes, des k. k. Regierungsrathes Ritter von Ettingshausen, brachte. Hierüber schreibt er in einem Brief an seine Eltern: „Ich kann mich gar in keine angenehmeren Verhältnisse wünschen. Ein Leben, das ganz der Wissenschaft gewidmet ist, und wo jeder Augenblick neue Anregung, frische Ideen, neue Kenntnisse und Festigkeiten bringt, ist's ja, was ich, so lange ich allein bin, einzig gewünscht habe.“

Um sich dem Institute ganz widmen zu können, bezog Grailich ein sehr beschränktes Monatzimmer, das von einer kleinen, im Hause des Instituts selbst wohnenden Familie zufällig zur Miete ausgeboten wurde. Dieser anscheinend geringfügige Umstand hatte für sein ganzes Leben die entscheidendsten Folgen. Das lebhafteste Interesse, welches der Herr Regs.-Rath an dem raschen und glänzenden wissenschaftlichen Aufschwung des so liebenswürdigen jungen Gelehrten nahm, verschaffte diesem das Glück, sich ununterbrochen des anregenden und in jeder Beziehung fördernden, persönlichen Umgangs einer der ersten wissenschaftlichen Notabilitäten erfreuen zu können, gab ihm Gelegenheit, die reichen Mittel des Institutes zu seinen Forschungen benützen zu dürfen und brachte ihn in nähere Beziehungen zu allen den hohen und berühmten Männern, mit denen die Familie des Herrn Regs.-Rathes in verwandtschaftlicher Verbindung steht. Diese so günstigen, durch eigenes Verdienst bedingten Umstände, dieser warme Sonnenschein des Glückes wirkten mächtig auf die Entwicklung aller in Grailich's Seele als Keime schlummernden Ideen; die auf zahllose und schwierige Beobachtungen basirten Abhandlungen, welche die kais. Akademie der Wissenschaften publicirte, folgten rasch hinter einander; aber er fühlte auch bald die Unmöglichkeit, alles, was in seinem schöpferischen Geist auftauchte, selbst und allein bewältigen zu können. Mit Nothwendigkeit drängte sich ihm der Gedanke auf, eine Anzahl wissenschaftlich befähigter junger Männer um sich zu sammeln, um mit potenzirter

*) Nekrolog von Dr. J. Grailich. Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 1859. Neuntes Heft, p. 756.

Kraft das auszuführen, was dem Einzelnen unmöglich war; er fühlte das Bedürfniss, eine naturwissenschaftliche Schule zu gründen. Dazu bedurfte er aber einer öffentlich anerkannten, unabhängigen, gesicherten Stellung. Gestützt auf seine von den Koryphäen der Wissenschaft im Inlande und im Auslande (vgl. Liebig und Kopp, Jahrbücher etc. 1853, S. 183, 189, 813) mit einstimmiger Anerkennung begrüßten Arbeiten, suchte Grailich einen Wirkungskreis als Lehrer an dem polytechnischen Institute, dem er sich für die Grundlage seiner wissenschaftlichen Fachbildung verpflichtet fühlte, und that die gesetzlich erforderlichen Schritte, um sich an demselben als Privatdocent zu habilitiren. Die Bewerbung um die Erlaubniss, Krystallographie zu lehren, konnte nicht leicht von Jemand mit grösserer wissenschaftlicher Berechtigung angestellt werden, als von Grailich; competente Stimmen am polytechnischen Institute selbst hoben mit dem vollen Nachdruck wohlbegründeter Überzeugung die Bedeutung des gründlichen Forschers hervor und bezeichneten seine Lehrthätigkeit am Polytechnicum als einen wesentlichen Gewinn für diese Anstalt. Dessenungeachtet gelang es ihm nicht, die Habilitation desselben zu erwirken, und er sah sich demzufolge darauf angewiesen, die gleiche Stellung an der Universität zu suchen. Für die Habilitation an der Universität ist die Erlangung des philosophischen Doctorgrades gesetzliche Vorbedingung; durch diese Erschwerung nicht abgeschreckt, unterzog sich Grailich sogleich den dazu erforderlichen strengen Prüfungen. Die nicht wohl zu vermeidende Vorbereitung hierzu brachte noch eine Vermehrung seiner Thätigkeit, aber keine Beschränkung der Arbeiten auf seinem Gebiete, und der glänzende Erfolg der Prüfungen in den seinem Fache ferner liegenden Bereichen gab einen Beweis des vielseitigen Interesses und der allgemein humanen Bildung, die er sich angeeignet. Seine Bewerbung um eine Privatdocentur an der Universität fand darnach sogleich Gewährung; er hatte Krystallographie, Physik der Krystalle und allgemeine Physik mit Zugrundelegung des höheren Calcüls als die Gegenstände bezeichnet, denen er seine Lehrthätigkeit besonders widmen wollte. Bald nach seiner Habilitation (März 1855) ward Grailich zum Custos-Adjuncten am k. k. Mineralien-Cabinet, ungefähr $\frac{3}{4}$ Jahre nachher, unter Beibehaltung dieser Stellung, zum a. o. Professor der höheren Physik an der Universität ernannt, und zugleich zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für Lehramts-Candidaten. Die Akademie der Wissenschaften zu München wählte ihn im Jahre 1857 zu ihrem auswärtigen correspondirenden Mitgliede; im Mai 1859 wählte ihn die kais. Akademie der Wissenschaften zu ihrem correspondirenden Mitgliede, und diese Wahl war dadurch besonders ehrend, dass sie mit einer Einhelligkeit geschah, die nach der Natur der Sache nur in Fällen eminenter Anerkennung möglich ist*).

Man sollte glauben, dass die ausserordentliche wissenschaftliche Thätigkeit dieses seltenen Mannes alle seine Kräfte und alle seine Zeit vollständig absorbirt haben musste; doch dem war nicht so. Er schien fast ohne Anstren-

*) Zeitschr. f. d. öst. Gymnasien, 1859. Neuntes Heft, p. 756.

gung zu arbeiten, und behielt nebenbei noch Zeit zu heiterem gesellschaftlichem Verkehr, einem Verkehr, der seinem tief innigen Gemüthe Bedürfniss war, und den er eben so gerne suchte, als er von andern gesucht wurde. Er ward kurze Zeit nach seinem Eintritt in das physikalische Institut ein lieber Gast in dem Hause seines hochgeehrten Gönners, des Herrn Regierungsraths v. E. Seine über das Fachwissen weit hinausgehenden Kenntnisse, seine Vertraulichkeit mit der deutschen, französischen und englischen Literatur, seine unbefangene, unerschöpflich heitere Laune, trugen nicht wenig zum geselligen Vergnügen in den Winterabenden der Familie bei. Auch seine seit einiger Zeit ruhende poetische Thätigkeit erwachte wieder. Am 3. November 1855, am Vorabend eines Familienfestes, überreichte er ein Bild seiner Vaterstadt Presburg, begleitet von einem längern Gedichte, in welchem er mit eben so viel Bescheidenheit als Treue sein eigenes Wesen gezeichnet hat. Abgesehen von dem poetischen Werth, der in dem Gedichte liegt, ist es nicht ohne Interesse, eine Arbeit kennen zu lernen, welche die wunderbare Vielseitigkeit Grailich's so überraschend beurkundet. Als Tribut der Achtung und Bewunderung, die dem geliebten Todten gezollt wird, möge dieses Gedicht — wenn auch nicht in seiner ganzen Ausdehnung — hier einen ehrenden Platz finden.

Zum Bilde Presburgs. 3. November 1855.

Das ist der grüne Donaustrand,
Das ist mein liebes Vaterland;
Das ist die Stadt, die manches Jahr
Die Wiege meiner Träume war!
Das sind die Auen frisch und grün,
Da meiner Kindheit Märchen blüh'n,
Der alten Burg gespenst'ger Wust,
Der Berge wundersame Lust.
Hier steht das theure Elternhaus,
Schaut in die Berge weit hinaus,
Als wollt' es suchend nach mir blicken
Und lieben Gruss herüber schicken.
Der Garten auch so eng und klein, —
Im Stadtgewühl ein grüner Rain —
Des Vaters freundliches Asyl
Zu erstem Werk und heiterm Spiel. —

Es ist ein wundersames Bild!
So kindlich froh, so gramerfüllt,
Des Lebens echtes Conterfei,
Halb Paradies, halb Wüstenei.
Reich und erhaben die Natur
Selbst unter der Verwüstung Spur,
Dem off'nen Sinn ein Wunderhorn,
Ein unerschöpfter Freudenborn,
Da jedem innigen Gemüth
Die schöne Blume Ahnung blüht,
Und da aus Berg und Strom und Licht,
Die ew'ge Vaterliebe spricht.

Da nur des Menschen trübes Streben,
Die Nesseln unter Rosen sä't,
Die Blüthen von den Zweigen weht,
Und hasserfüllt das schöne Leben
Fast wie ein böser Traum vergeht!

O liebe Heimath, sei gepriesen!
In deinen stillen Paradiesen
Erwuchs ich frei von Hass und Streit
In warmer stiller Freudigkeit.
Noch tobte nicht der Zwietracht Sturm,
Noch nagte nicht des Missmuths Wurm,
Noch gab der Hass die Losung nicht,
Und einfach war und klar die Pflicht.

Zwar denk' ich noch an manchen Strass,
Da in den grünen Wald hinaus
Wir Buben kampferüstet zogen
Und ungezählt die Hiebe flogen;
Wo in die Feinde dicht geschaart
Gar mancher stürzt' nach Heldenart,
Und um den Preis von hundert Wunden
Des Eichenkranzes Zier gefunden.
Wo wir Athenerschlahten schlugen,
Wo wir Spartanerschmerzen trugen,
Wo in der Perser wüstes Heer
Wir kräftig schlugen, wild und schwer.
Das waren heisse, blut'ge Tage!
Doch schloss den Kampf ein froh Gelage,

Und in des Waldquells hellen Fluthen
Erloschen flugs der Kampflost Gluthen;
Und jeder lässt den andern gelten,
Und keiner mag den Gegner schelten. —

Da priesen wir Ulyss, Achill,
Torquatus dich, und dich Camill!
Da zitterte Darius Thron,
Da sprachen wir den Kelten Hohn,
Es musste sich Karthago geben,
Und Varus' Legionen heben!
So in heberzten Griechenschlachten
Lernt jeder seinen Gegner achten
Und jedem Feind nach altem Recht
Steht er im ehrlichen Gefecht.

Noch manches Bild voll hoher Lust
Erfüllte da des Knaben Brust;
Ihn trieb es über Meer und Land
Zu fernem Zug an fremdem Strand,
Wo sich des Urwald's Wunder breiten,
Durch die Lianen Tiger schreiten.
Wo sich die Riesenschlange streckt,
Des Löwen Stimme nächtlich schreckt;
Wo in der Wüste heissem Sand
Der Sturm die Karavane bannt,
Der Beduinen schlanke Schaar
Hinfleht in wallendem Talar! —
Des Nordpols wunderbare Schrecken,
Der Tummelplatz der Nordlandsrecken,
Wo durch die lange Winternacht
Das Nordlicht glänzt in Märchenpracht. —
Des Südens mächtig wallend Blut,
Wo in der Sonne ew'ger Gluth
Die Früchte reich und edel reifen,
Die Menschen Grau'n auf Grau'n häufen;
Wo der Malaye tückisch lauert,
Der stumpfe Andamane kauert,
Der Hindu still in sich versenkt
Die ew'gen Schöpfungswunder denkt,
Indess des Nordens blonder Sohn
Sein Lager baut auf Nadirs Thron;
Wo die Koralle emsig baut
Bis sie der Sonne Licht erschaut;
Und zahllos wie des Himmels Sterne
Die schönen Südseeinseln ragen,
Und in der seeumwogten Ferne
Die Fahrt die schwanken Kähne wagen;
Wo in des Palmenhaines Schatten
Auf ewiggrünen reichen Matten
Ein stilles Volk in Frieden lebt,
Des süßen Daseins Träume weht. —

Wie schwoll des Knaben junge Brust!
Wie füllt ihn sehnsuchtsvolle Lust

Ein Zauberschifflein sich zu bau'n,
Die fernern Wunder selbst zu schau'n,
Durch Wald und Wüste hinzujagen
Und mähnlich kühne That zu wagen! —
So wob sich um der Dichtung Saum
Der Knabenjahre gold'ner Traum,
Und für den frohen Dienst der Muse
Stand offen da des Jünglings Busen. —

O der du längst zu seligen Frieden
Aus deiner Lieben Kreis geschieden,
O Oeser, schöner, milder Geist,
Du bist's, den meine Seele preist!
Du hast des Jünglings beste Triebe
Gepflegt mit treuer Vaterliebe,
Den Geist zu erstem Sinn erzogen,
Geklärt des Jünglings Sturmeswogen.
Der Schönheit Fackel ihm entzündet,
Des Lebens ew'gen Werth verkündet!
Du warst es, der mich schaffen lehrte,
Zu höhern Ziel die Seele kehrte.
Was mir gelingt, ich dank' es dir,
Du mehr als Freund und Lehrer mir!
O, dass die Wolken dieser Zeiten
Um mich auch ihre Nebel breiten,
Mich zu entfremden dir gewusst!
Nie werd' Verzeih'n vor mir ich finden,
Nie wird der tiefe Schmerz verschwinden,
Die Reue nie aus meiner Brust!
Nur einer hat an dir gehangen,
Wir andern alle, trüb, befaugen,
Sind, da du schiedest, fern geblieben,
Und dankten so dein treues Lieben! —
Vorbei, vorbei du trübes Bild,
Das mich mit ew'gem Gram erfüllt! —

Hier blüht' an Leib und Seel' gesund
Ein innig schöner Freundesbund,
Verwandten Sinnes gleichbestrebt.
War erst des Tages Werk vollbracht
Und winkte mild die heit're Nacht,
So zogen wir die Höh'n entlang
Wo in des Berges Schattengang
Ein einsam Haus dem Wanderer winkt,
Die gold'ne Fluth im Becher blinkt,
Und aus des Herzens Tiefen drang
Begeisterung in Wort und Sang. —
Noch lag in Nebelduft gehüllt
Der Zukunft zauberhaftes Bild;
Doch glänzten jedem in der Ferne
Schon künft'ger Thaten gold'ne Sterne,
Und in der heiligen Natur
That jeder seinen ersten Schwur:
Nie von dem Ideal zu lassen
Und rein zu sein in Lieb' und Hassen. —

So war es auch in jener Nacht,
Da ich den Erstlingsflug vollbracht,
Und nun nach manchem schönen Jahr
Des Abschieds Stunde nahe war,
Die aus der Heimath engen Kreisen
Mich in die Fremde sollte weisen.
Zwar stockt' das Wort, zwar schwieg der
Schmerz,

Doch lauter pocht' beengt das Herz;
Zwar leiser schwoll der ernste Sang
Da jede Sait' im Busen klang;
Doch war's kein bitt'res Abschiedsleiden,
Kein schmerzerfülltes banges Scheiden:
Es war des ersten Schrittes Bild
Das mächtig uns're Seele füllt. —
Was wir gehegt in heil'gen Stunden,
Mit Allmacht ward es nun empfunden.
In Thaten galt es nun zu zeigen,
Was nur ein Schein, was unser Eigen. —
Jedoch mit froher Zuversicht
Sah'n wir die Zukunft sich entrollen;
Ein jeder kennt sein heilig Wollen,
Und scheut die ernste Prüfung nicht.
Ein jeder weiss, wie es auch werde,
Das Schicksal kann den Werth nicht geben,
Und ob in Lust, ob in Beschwerde,
Es schafft sich jeder selbst sein Leben.
Wer nicht nach flücht'gem Scheine ringt,
Sich dem Gemeinen nicht verdingt,
Der Selbstsucht niedern Sinn verachtet
Und nach der Edlen Liebe trachtet:
Der mag die Stürme toben lassen,
Ihn wird ihr Wirbel nicht erfassen! —
So brach der Abschiedsmorgen an,
Und vor mir lag die dunkle Bahn,
Und aus der lieben Eltern Haus
Trat ich nun in die Welt hinaus! —

Und wiederum, da manches Jahr
Im Sturm der Zeit veronnen war,
Stand ich auf jener Berge Höh'n,
Die meiner Kindheit Lust geseh'n.
Der Jüngling ist zum Mann gereift,
Zur klaren That sein traumhaft Streben,

Und von der Seele hat das Leben
Der Kindheit Märchenduft gestreift.
Zwar ist nicht jeder Keim gediehen,
Nicht jede Knospe sollte blühen,
Und mancher Traum blieb, was er war.
Doch reicher als des Traumes Walten
Sah ich das Leben sich gestalten
In schöner Fülle wunderbar.
Was nie mein kühnster Wunsch versucht,
Es ward mir in der Jahre Flucht.
Der Wahrheit Thore schau ich offen
Und im Gelingen wächst das Hoffen.
Schon seh' ich sich die Höhen lichten
Und darf empor die Blicke richten;
Und froh mag sich mein Geist erheben,
Denn mit den Besten darf ich streben.
Und rings um meine Bahnen blüht
Ein warmer duftiger Rosenhain.
Der Geist mag sich der Höhen freu'n,
Den Blumen weihet sich das Gemüth.
Es kann den ganzen Menschen nicht
Erfüllen des Gedankens Licht,
Und in des Herzens Tiefen quillt
Der Sehnsucht Brunnen ungestillt!
Doch wen der Herr so reich beglückt,
Der mag mit Zuversicht vertrauen,
Er wird den schönen Tag noch schauen.
Da ihn des Lebens Rose schmückt! —

So schliesst mein Sang. Lasst Euch's gefallen
Diess Wandern durch des Lebens Hallen;
War't ihr doch stets dem Geiste nah,
Ob ich auch in die Ferne sah! —
O wär' die Zunge nicht gebunden,
Wär' frei, so wie der Blick, das Wort:
Ich hätt' ein ander' Lied erfunden
Und fröhlich säng' ich fort und fort!
Ihr flechtet mir in's ernste Leben
Der schönen Freude duft'gen Kranz,
Und nichts kann ich dafür Euch geben,
Als meine Freundschaft treu und ganz.
So möge Euch der Herr beglücken,
Und jedem Wunsch Erfüllung schicken! —

Die wissenschaftlichen Publicationen Grailich's nahmen seit dem Jahre 1855 einen raschen Fortgang. Das „Lehrbuch der Krystallographie“ (1856) liess Grailich in dankbarer Bescheidenheit als eine Übersetzung des Miller'schen Werkes erscheinen. Competente Stimmen haben es anerkannt, dass dies „das erste Lehrbuch der Krystalphysik“ sei. — Gleichzeitig mit der Bearbeitung dieses Werkes ging die Bearbeitung der von der kais. Akademie im Mai 1855 gestellten Preisaufgabe „im chemischen Laboratorium erzeugte Produkte nach ihrer Krystalgestalt und ihren optischen Verhältnissen zu untersuchen.“ Der

Umfang, in welchem Grailich die gestellte Aufgabe zu lösen unternommen, die sinnreichen Methoden in der Beobachtung von Objecten, deren manche sich der Beobachtung fast entziehen, die Strenge und Eleganz in der mathematischen Bearbeitung des ungeheuern Materials, fanden die lebhafteste Anerkennung der den Preis ertheilenden Akademie, sowie nach Publication des Werkes durch den Druck (Krystallographisch-optische Untersuchungen, 1857) den der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete.“*) Bei dieser letzteren Arbeit, sowie auch schon früher bei der Publication älterer Arbeiten zollte er den gültigen Bemühungen seines hochverehrten Verwandten und Freundes, des Herrn Prof. Schrötter, die dankbarste Anerkennung. Dankbarkeit war ein hervorstechender Zug seines edlen Herzens. Nie vergass er eine ihm erzeugte Freundlichkeit; und selbst den Männern, die in seinen ersten Jugendjahren ihm auf irgend eine Weise förderlich waren, bewahrte er im treuen Herzen stets das dankbarste Andenken.

Im October des Jahres 1857 gaben die innigsten Familienbände ihm das Recht, seinen hochgeehrten gültigen Gönner, den Herrn Regierungsrath Ritter von Ettingshausen, als liebender Sohn zu umarmen. Doch kaum 17 Monate dauerte das ungetrübte Glück dieses innigen Vereins von edlen Menschen. Im Mai 1859 zeigten sich bedenkliche Anzeichen eines tiefen organischen Leidens, das seit dem Jahre 1847 von Zeit zu Zeit sein Vorhandensein in ernster Weise angekündigt hatte. Diessmal konnte es durch nichts, was die ärztliche Kunst des Vaterlandes zu bieten vermochte, zurückgedrängt werden. Nicht der zärtlichsten Liebe der jungen Gattin und ihrer edlen Schwester, nicht der aufopferndsten Hingebung der schwergeprüften Mutter, nicht dem thätigsten Beistande seiner dankbaren Schüler, nicht der herzlichsten Theilnahme seiner Freunde im weitesten Kreise gelang es, dem Leidenden dauernde Linderung zu verschaffen. Am 13. September unterlag einer der edelsten Menschen der furchtbaren Tuberkulose.

Es kann nicht die Aufgabe einer biographischen Skizze sein, in eine Beurtheilung und Würdigung der ausgezeichneten Arbeiten Grailich's einzugehen und ihre hohe Bedeutung für die Wissenschaft auseinander zu setzen. Es haben diess bereits die competentesten Autoritäten in ehrender Weise gethan. Was Grailich dem Vereine war, und wie er dessen Zwecke aufs freundlichste und zuvorkommendste förderte, hat der Secretär desselben, Herr Dr. Kornhuber, in der Sitzung am 17. Oct. 1859 aufs eingehendste und in würdigster Weise ausgesprochen. So möge es denn noch vergönnt sein, die herzlichen ergreifenden Worte mitzutheilen, die einer seiner vertrautesten Freunde und Amtsgenossen, Herr Professor Ed. Suess, bei Gelegenheit der Eröffnung der populären Montags-Vorlesungen im Gebäude der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien am 28. Nov. 1859 gesprochen hat.

*) a. a. O.

„Indem ich, meine Herren, die diessjährige Reihe populärer Montags-Vorlesungen eröffne, liegt es mir ob, eine traurige Pflicht zu erfüllen. Einer unserer Besten, Jos. Grailich, ist nicht mehr unter uns. Es ist meine Absicht nicht, einen Nekrolog hier zu sprechen, schon darum nicht, weil diess im Schoosse der höchsten gelehrten Körperschaft unseres Vaterlandes auf die würdigste Weise geschehen wird. Freunden aber ziemt es, des Freundes hier zu gedenken, an der Stelle, an welcher er zum letzten Male vor die Oeffentlichkeit getreten ist, und an der er seine wissenschaftliche Thätigkeit geschlossen hat.“

„Auf dreierlei Weise, sagt Cuvier, kann man der Natur nachforschen: durch die Berechnung, durch das Experiment und durch die Beobachtung. Die Rechnung beherrscht gleichsam die Natur; das Experiment überlistet sie; die Beobachtung lauscht und späht. Unser Grailich war einer der Wenigen, denen es gegönnt war, auf allen drei Wegen siegreich vorzuschreiten. Es ist keine dieser drei Richtungen, in welcher er nicht Spuren zurückgelassen hätte, die davon zeugen, wie viel die Wissenschaft, wie viel das Vaterland, wie unendlich viel seine Freunde an ihm verloren haben.“

„Grailich begriff auch vollkommen, dass die Wissenschaft nur dort gedeihen könne, wo sie nicht das Eigenthum Einzelner ist, sondern mit weit-ausgebreiteten Wurzeln ihre Kraft aus der ganzen Nation zieht. Und darum hat er stets die Oeffentlichkeit geliebt, und hat, während er mit so viel Eifer und Glück die Wissenschaft erweiterte, zugleich unermüdlich für ihre Verbreitung in Oesterreich gearbeitet. Von ihm ist der erste Gedanke zu diesen Montags-Vorlesungen ausgegangen; er hat sie vor vier Jahren eröffnet. In seinem 28. Jahre bereits von Sr. Exc. dem Unterrichtsminister mit einer selbstständigen Lehrkanzel an unserer Hochschule betraut, hat er seither seinen übervollen Geist ausströmen lassen in eine Anzahl begabter Schüler, in denen er fortlebt und welche nach seinem Verluste unser einziger Trost sind. Und wie das Licht nach allen Seiten hin leuchtet, suchte er nach jeder Richtung hin thätig zu sein. Seine schriftstellerische Thätigkeit aber hat Grailich nie muthiger, nie kräftiger und schwungvoller entwickelt, als damals, wo es, vor nicht zu langer Zeit, sich darum handelte, den naturwissenschaftlichen Unterricht in dem Gymnasium zu vertheidigen. Mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit trat er für die gute Sache ein, und die Aufsätze welche Grailich zu jener Zeit in der östr. Gymnasial-Zeitschrift veröffentlicht hat, gehören zu jenen unter seinen Leistungen, welche das grösste Anrecht auf unsern Dank besitzen.“

„Als vor wenigen Jahren Edward Forbes in der Blüthe seines Alters gestorben war, da gönnten ihm nicht nur seine Freunde, es gönnte ihm das ganze gebildete England eine Thräne. Bei uns bewegt sich die Theilnahme für die Mühen des Naturforschers leider noch in engeren Kreisen. Hier aber, meine Herren, vor einem solchen engeren Kreise, den freie Neigung zur Wissenschaft um mich versammelt hat und dem er persönlich bekannt war, darf ich wohl dafür mit um so mehr Zuversicht auf einige Theilnahme für den ver-

storbenen Freund rechnen, auf den sich mit vollem Rechte das Wort anwenden lässt, das man einst einem grossen und vielgeliebten Monarchen nachrief: Der lebte seiner Wissenschaft nicht lange, aber ganz.“

„In einem Alter von nur 30 Jahren von uns genommen, hat unser Grailich den wohlthätigen Hauch nicht mehr empfunden, der seit wenigen Monaten über unser Vaterland weht, und den wir Alle als den Vorboten einer freieren geistigen Entwicklung freudig begrüßen. Möge er anhalten, der wohlthätige Hauch, und der edle und so culturfähige deutsche Volksstamm, dem wir angehören, wird sich bald auf jene Stufe allgemeiner Bildung erhoben haben, auf welcher es nicht mehr die Sache einzelner Körperschaften oder Versammlungen ist, ein Unglück wie dieses zu betrauern. Die ganze Nation wird es dann begriffen haben, wie innig die Pflege der Wissenschaft mit ihrem eigenen Gedeihen zusammenhängt und Tausende und Tausende werden dann das Erlöschen so vieler Kenntnisse und so grosser Hoffnungen ihrer Trauer würdig halten.“